

Berichte

Musik im Alltag – Sozialpsychologie der Musik. Jahrestagung der DGM in Hildesheim vom 21. bis 23. September 2001

Die Jahrestagung 2001 der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie fand unter dem Titel „Musik im Alltag – Sozialpsychologie der Musik“ an der Universität Hildesheim statt. Dieses weit gefasste Thema bietet Raum für Fragestellungen der unterschiedlichsten Forschungsfelder und zeigt ebenso unterschiedlichste Aspekte der alltäglichen Begegnung mit Musik. In 17 Referaten und auf drei Postern behandelten Forschergruppen aus mehreren Bereichen der Musikpsychologie neben rein sozialpsychologischen unter anderem Fragen der Musikpädagogik, der klinischen Psychologie und der allgemeinen Psychologie.

Zwei Referate wurden in diesem Jahr von Gästen der Gesellschaft gehalten. Eins hatte „Music and Consumer Behaviour“ zum Thema, vorgetragen von Adrian C. North von der University of Leicester. Das Thema des anderen war „Die Entwicklung der Sozialpsychologie in Wien und deren Bedeutung für die empirische Rundfunkforschung“, vorgetragen von Desmond Mark von der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Er zeigte die sozialpsychologische Tragweite der Einführung des Radios am Anfang des 20. Jahrhunderts und der damit verbundenen Allgegenwart der Musik am Beispiel einer jüngst aufgetauchten Hörerstudie von Paul F. Lazarsfeld (1932). Adrian North führte die Zuhörer in die bemerkenswerte Phänomenologie des Einflusses von Musik auf das Verhalten von Menschen in Kaufhäusern ein. Er zeigte den wirkungsvollen Einsatz von Musik in Geschäftsumgebungen und führte dies auf grundlegende psychologische Prozesse wie Erregung und Wissensaktivierung beim Kunden zurück.

Nachfolgend steht eine Zusammenfassung der Forschungsarbeiten von mehrheitlich Mitgliedern der DGM. Zwei Studien zeigten das musikpädagogisch orientierte Interesse der Forschung an Kindern und Jugendlichen. Eine Studie von Andreas C. Lehmann & Stefan Ammersbach (Würzburg), die auf einem Poster präsentiert wurde, fragte nach der extrinsischen und intrinsischen Motivation bei Jugendlichen für einen Eintritt in eine Blaskapelle oder für einen Austritt. Es konnte nach einer Fragebogenerhebung gezeigt werden, dass Gründe für einen Austritt eine schlechte Gruppenatmosphäre und Probleme mit dem Instrumentallehrer sind. Die Jugendlichen äußerten außerdem den Wunsch nach einer stärkeren Beteiligung an Entscheidungsprozessen. Die Untersuchung von Imke-Marie Badur (Hildesheim) wollte die selbstinitiierten musikalischen Aktivitäten von Kindern aufdecken. Es ging hier um die phänomenale Beschreibung der freiwilligen Beschäftigung mit Musik, die Fragen nach den angeborenen „musikalischen“ Vorgängen im Menschen nach sich ziehen. Entgegen der Annahme einer Konsumorientierung der Kinder zeigten ihre Berichte sehr wohl selbstinitiierte musikalische Aktivitäten, was rege Nachfragen und Diskussionen im Publikum in Gang setzte.

Eine weitere Gruppe der vorgestellten Studien beschäftigte sich mit dem Thema Musik und Emotionen. Es wurde in der Studie von Gabriele Hofmann & Cordelia

Volland (Augsburg) gefragt, ob sich bestimmte Gefühle mit Hilfe von Musikinstrumenten ausdrücken und auch verstehen lassen. Für die drei Gefühlsqualitäten Freude, Trauer und Wut trifft diese Vermutung zu. Laien können demnach spontan elementare Gefühle auf einem Musikinstrument ausdrücken, und die dargebotenen Improvisationen können überzufällig häufig richtig erkannt werden. Eine Erklärung dafür gab Harm Willms (Schleswig) nach seiner Fragebogenuntersuchung an psychiatrischen Patienten. Er folgerte, dass musikalischer Ausdruck auf die beziehungsregulierenden Affekte für unmittelbare Nähe und Distanz spezialisiert sei. Die Beziehung besonderer Eigenschaften der Musik zu Gefühlen wurde in der Studie von Gunter Kreutz (Frankfurt) gezeigt, in der aggressive Kinder schnelle Popmusik präferierten.

Zwei Studien aus dem Bereich klinische Psychologie beschäftigten sich mit Berufsmusikern. Das Publikum wurde von Helmut Möller (Berlin) in die ernstzunehmende Problematik der Aufführungstätigkeit bei Musikern eingeführt. Es hieß, über 50 % der Berufsmusiker würden unter leistungsmindernden Ängsten leiden, und es blieb die Empfehlung der psychologischen Frühprävention bei ihnen. Passend dazu wurde von Claudia Spahn et al. (Freiburg) eine Fragebogenuntersuchung zur Kontrollüberzeugung bei Krankheit und Gesundheit präsentiert, in der die Gesundheitseinstellung und das präventive Gesundheitsverhalten von Musikern vorgestellt wurden. Vor allem Musikstudenten waren überzeugt, die eigene Gesundheit beeinflussen zu können, was günstige Voraussetzungen für ein entsprechendes Informationsangebot während ihrer Ausbildung zeigt.

Der größte Teil der Tagung wurde mit Referaten zu allgemeinen sozialen Phänomenen gestaltet, in denen Musik eine entscheidende Rolle spielt. Hier gelangt man zu Überlegungen, ob man den Umgang von Nichtmusikern mit Musik als einfachen Konsum verstehen soll, oder ob Musik zielgerichtet im sozialen Kontext eingesetzt wird und damit bestimmte soziale Funktionen erfüllt. Dabei entsteht die Frage, warum die Musik Träger bestimmter sozialer Funktionen ist. Betrachtet man die Population der Musikfans und fragt nach der Rolle der Musik in ihrem Leben, so kann man diesen Fragen nachgehen, wie in zwei vorgestellten und vom Publikum mit reger Diskussion belohnten Studien. Fans des Grand Prix Eurovision de la Chanson wurde in einer Studie von Irving André Wolther (Hannover) ein Fragebogen vorgelegt, in dem nach Bedürfnissen und Erwartungen gegenüber dem Grand Prix und ihrem Fanclub gefragt wurde. Der Musik kam dabei nicht die größte Bedeutung zu, sondern unter anderem dem internationalen Charakter der Veranstaltung. Außerdem dient ein Fanclub den Befragten als Informationsmedium. Dieser Hinweis auf eine Instrumentalisierung der Musik für soziale Bedürfnisse wurde noch durch die Studie von Hans Neuhoff & Silke Borgstedt (Berlin) bestätigt, in der Fans der Sängerin Stefanie Hertel interviewt wurden. Eine zentrale Beziehungsdimension sei der „Kontakt“, der mit bestimmten Maßnahmen der Fans ausgebaut wird, was zusätzlich durch Marketingstrategien des Managements gefördert wird. Das Tagungspublikum wurde noch durch die Präsentation von Claudia Bullerjahn & Stefanie Heipcke (Hildesheim) in das soziale Feld Karaoke eingeführt, in dem nicht die Musik oder die Gesangsqualität an sich im Mittelpunkt stehen, sondern in dem die Musik ebenfalls eine Funktion beim Erreichen bestimmter sozialer Ziele hat. Interviews mit Insidern der Karaoke-Szene belegen, dass ein ganz entscheidender Bestandteil das Sich-Darstellen vor einem Publikum ist. Anerkennung und Toleranz, gesichert durch ein soziales Regelwerk, bilden wichtige Grundlagen für das Funktionieren von Karaoke-Clubs, denn erst sie ermöglichen es, dass Singen als wesentliche Coping-Strategie und zur symbolischen Selbstergänzung genutzt werden kann.

Viele Vorträge verdeutlichten die vielfältigen Erscheinungsformen von Musik im Alltag. So analysierte Dorothea Muthesius (Berlin) in ihrer Studie schriftliche Erzählungen alter Menschen zu ihrer alltäglichen Musikknutzung in ihrem Lebenslauf. Die Studie von Peter Vorderer & Holger Schramm (Hannover) versuchte eine umfassende Exploration, die von der grundlegenden Frage „Wer nutzt wann warum welche Musik?“ geleitet wurde. Es zeigte sich nach einer Telefonumfrage, dass für den emotionalen Bereich in positiven Kontexten stimmungskongruente Musik und in negativen Kontexten kompensatorische Musik bevorzugt wird. Dabei konnte sich das Publikum auch hier das enge Verhältnis zwischen Musik und den Gefühlen deutlich machen.

Weitere Studien waren allgemeinspsychologischer Natur. Zwei dieser Studien thematisierten die Wahrnehmung von Musik, wobei die von Hans-Joachim Maempel (Berlin) nach dem Gefallen unterschiedlicher Klanggestaltungen von Popmusik fragte und die von Anja Fleischer (Berlin) nach einer Korrespondenz zwischen metrischen Strukturmodellen und strukturellem Verstehen der Zuhörer. Zwei andere Studien beschäftigten sich mit dem Phänomen Trance. Christine Kohlmetz, Reinhard Kopiez & Eckart Altenmüller (Hannover) präsentierten ein Poster, das von der 28-stündigen Aufführung von Eric Saties „Vexations“ (Quälerei) und dem dabei aufgetretenen Trancezustand des Pianisten berichtet. Die Studie von Uwe Maas & Suster Strubelt (Witten) zeigte den Zuhörern den phantastischen Zusammenhang von komplexen Rhythmen und Tranceinduktion am Beispiel bimetrischer Musik in Zentralafrika. Das dritte Poster von Grit Sommer et al. (Braunschweig) berührte Fragen der Entwicklungs- und Kommunikationspsychologie. Hier ging es um den Fall eines autistischen Mädchens, das zwar mit sprachähnlichen Lauten singen, aber nicht sprechen kann. Es ergaben sich Hinweise auf zwei verschiedene psychische Systeme für Singen oder Musik und für Sprache, wobei in diesem Fall das Musiksystem zum Träger der Kommunikation werden konnte.

Die Tagungsbeiträge boten dem Zuhörer eine Einführung in die breite Phänomenologie der Sozialpsychologie der Musik und zeigten, in welchen unterschiedlichen Lebensbereichen die Musik eine entscheidende Rolle spielt. Sie zeigten auch die Musikalität als eine elementare Größe in der psychischen Architektur des Menschen, worauf besonders die Untersuchungen an Kindern Hinweise gaben. Jeder wird zugeben, dass immer genau diese Phänomenologie den Anstoß und die Motivation für wertvolle theoretische Arbeit bildet. Doch über das Staunen des Publikums über die vorgestellten Phänomene hinaus fehlte bei vielen Vorträgen die Einbettung in einen theoretischen Rahmen, der erst wirkliches Verstehen der Musik im Alltag erlauben kann. Es sollte nämlich durchaus möglich sein, sich der Grundlagenerkenntnis aus der Sozialpsychologie zu bedienen und mit ihren theoretischen Konzepten die Forschung auf dem Anwendungsfeld „Sozialpsychologie der Musik“ zu bereichern. Dabei muss es nicht um den Entwurf großer tragender Modelle gehen, sondern um einen einfachen Anstoß zum Nachdenken seitens der Referenten. In diesem Fall hätte der Zuhörer im Publikum als bleibenden Eindruck nicht nur eine Sammlung der Phänomene zur Verfügung, er hätte auch die Möglichkeit, durch den Anstoß der theoretischen Verallgemeinerung selbst kreativ nachdenkend seiner weiteren musikwissenschaftlichen Wege zu gehen. Eine Abrundung der Tagung, nach dieser Exploration des Feldes „Musik im Alltag“, war der musikalische Beitrag von Ragna Schirmer (Klavier) und Hans-Jörg Pohl (Violoncello). Er wird allen Beteiligten in positiver Erinnerung bleiben.

Marco Kobbenbring

Stimme und Singen – Psychologische Aspekte. Jahrestagung der DGM in Magdeburg vom 27. bis 29. September 2002

Die 18. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie fand vom 27.–29. 9. 2002 zum Thema „Stimme und Singen – Psychologische Aspekte“ an der Fachhochschule Magdeburg-Stendal statt. Man wollte sich dem Phänomen Stimme aus physiologischer, akustischer, entwicklungspsychologischer, emotionspsychologischer und künstlerischer Sicht nähern und dabei den ganzen Weg von der Stimmerzeugung bis hin zu der Frage, wie der emotionale Ausdruck in die Stimme kommt, nachvollziehen. Obwohl Seashore bereits in den 30er Jahren bahnbrechende Arbeiten über das Vibrato vorgelegt hatte, konzentrierte sich die musikpsychologische Forschung seitdem auf andere Themenbereiche. Wie die Vorträge zeigten, gibt es aber in verschiedenen Disziplinen (Sprechwissenschaft, Statistik, Musikwissenschaft, Psychologie und Medizin) eine Reihe interessanter neuer Forschungsergebnisse zum Gesang, die hier zusammengefasst dargestellt werden sollen.

Eine Reihe von Beiträgen war der Frage nach der grundsätzlichen Ähnlichkeit von Sprechen und Singen gewidmet. Lutz Christian Anders (Halle), der in einer Keynote physiologische Aspekte des Sprechens und Singens thematisierte, betonte, dass Sprache und Gesang zwar prinzipiell auf dieselbe Weise erzeugt werden, dass es aber erhebliche Unterschiede in der Realisation gesungener und gesprochener Äußerungen gäbe, z.B. hinsichtlich Atmung, Phonation, Artikulation und Klangerzeugung. So seien vor allem die Vokale beim Singen gegenüber dem Sprechen deutlich verlängert. Mit der Ähnlichkeit von Melodie in Sprache und Musik befasste sich auch Ernst Dombrowski (Kiel): Von der Hypothese ausgehend, dass Melodie als etwas Einheitliches für Sprecher und Sänger aufzufassen sei, das sich im sprachlichen Modus „einfach“, im musikalischen dagegen „stilisiert“ ausdrücke, versuchte er, prosodische Bauprinzipien der Sprache auf die Musik zu übertragen. Sollte sich der vermutete Zusammenhang (der momentan an gesprochenen und gesungenen Melodien überprüft wird) bestätigen, ergäben sich sowohl für seine an der sprachlichen Intonation orientierte Deklamationsforschung als auch für die Musikpädagogik interessante Anwendungen. Klaus Kohler & Benno Peters (Kiel) konzentrierten sich in ihrer Untersuchung der Sprechmelodie auf die Betonung einzelner Wörter. Sie fanden heraus, dass die in der Sprechmelodie enthaltene Bedeutung nicht nur davon abhängt, welches Wort betont wird, sondern auch von der Synchronisierung von Grundfrequenzgipfeln mit Wörtern oder Silben. Diese Befunde passen zu dem von Kohler entwickelten Kieler Intonationsmodell, auf dem auch Dombrowskis Modellierung beruht.

Während die Kieler Forscher sich dafür interessieren, wie Bedeutung oder emotionaler Ausdruck über die Intonation in die Melodie gelangen, fragte Christoph Louven (Magdeburg) danach, wie dieser Ausdruck sich im Höreindruck niederschlägt. Wenn man Versuchspersonen bittet, intendierte Emotionen in Stimmimprovisationen zu erkennen, zeigt sich, dass Hörer den emotionalen Ausdruck bei audio-visueller Darbietung (Ton *und* Bild) besser erkennen als wenn nur eine Modalität angesprochen wird (Ton *oder* Bild). Ein intensives Erleben der Emotion ist jedoch bereits durch bloßes Hören möglich. Diese Erkenntnis wird vor allem Musiktherapeuten interessieren, da die Evaluation der im therapeutischen Prozess produzierten Musik aus technischen Gründen derzeit meist mit Hilfe von Audioaufzeichnungen durchgeführt wird.

Ein weiterer Themenkomplex befasste sich mit entwicklungspsychologischen Aspekten, wobei es sowohl um die Entwicklung des Singens (und Hörens) ging

als auch um die Frage nach der gemeinsamen ontogenetischen Wurzel von Sprache und Musik. Inge Cordes (Bremen) ging in ihrem Beitrag der Hypothese nach, dass Musik ihre Wurzeln in der Ammensprache mit ihren charakteristischen Tonhöhenverläufen habe. Ihre Analyse der Tonhöhenkonturen von Liedern aus über 60 Kulturen ergab, dass die Tonhöhenkonturen, ähnlich wie in der Sprache, verschiedene Emotionen auszudrücken vermögen, die vom Hörer korrekt erkannt werden. Auch Stefanie Stadler Elmer (Zürich) bezog sich in ihrer Keynote zur Entwicklung des sprach-musikalischen Ausdrucks auf die gemeinsamen Wurzeln von Sprache und Musik und machte eindrucksvoll deutlich, wie man Kindergesänge mit Hilfe von neuer Software angemessen transkribieren kann. Ihr Anliegen ist es, von überkommenen Entwicklungsmodellen (z. B. Moog) Abschied zu nehmen und sich mit solchen Modellen zu beschäftigen, die eine zunehmende Kontrolle, Bewusstsein und Flexibilität annehmen sowie implizites und explizites Wissen berücksichtigen.

Eine interdisziplinäre Braunschweiger Arbeitsgruppe unter der Leitung von Werner Deutsch stellte zwei Studien zur Entwicklung des Singens vor und berücksichtigte bei der Frage, warum Kinder irgendwann aufhören zu singen, die Rolle der selten beachteten Emotion „Scham“. In einer Langzeituntersuchung wurde die gesangliche Entwicklung eines autistischen Mädchens anhand von Videos und Tagebüchern von ihrem 3. bis zum 15. Lebensjahr dokumentiert. Das Mädchen singt ohne Hemmungen in allen Lebenslagen, und obwohl es sich musikalisch in den 12 Jahren nicht weiter entwickelt hat, setzt es seit einiger Zeit sein Singen auch zum Zweck der sozialen Interaktion ein. Eine Analyse seiner Gesänge und ein Vergleich mit einer Gruppe von Kindergartenkindern zeigte, dass die fehlenden Hemmungen beim Singen kreative Gestaltungen der Lieder erlauben, die bei normal entwickelten Kindern nur selten auftreten.

Neben der Entwicklung des Singens wurde auch die Entwicklung des Hörens im Kindesalter thematisiert: Heiner Gembris (Paderborn) und Gabriele Schellberg (Eichstätt) gingen der Abnahme der „Offenohrigkeit“ (open-earedness) im Grundschulalter nach, indem sie jüngeren Schülern verschiedener Altersstufen einen kinderfreundlich aufgemachten, klingenden Fragebogen mit unterschiedlichen Musikrichtungen vorlegten. Die Ergebnisse zeigten in der Tat, dass nach dem Alter von sieben Jahren die Offenohrigkeit rapide bis zur rigorosen Ablehnung eines Großteils der Musikbeispiele am Ende der Grundschulzeit abnahm. Hieraus ergibt sich eine praktische Konsequenz für die Musikpädagogik, und zwar sollte Kindern besonders während der ersten zwei Grundschuljahre, also bevor die Präferenzen festgelegt sind, Gelegenheit für eine möglichst breite Musikerfahrung gegeben werden.

Die Singstimme von ihrer physikalischen Seite wurde von Heinz Stolze (Bremen) in einer Keynote betrachtet. Er betonte die Wichtigkeit von physikalischen Modellen zur Funktion der Stimme für die Stimmsynthese, machte aber deutlich, dass existierende Modelle (z. B. das von Sundberg) der realen Komplexität der Akustik der Singstimme nicht in ausreichendem Maße genügen. So wird in allen bisherigen Modellen z. B. die Rückkopplung des Schalls zwischen dem Mund und den Stimmlippen gelehnt oder vernachlässigt. Stolze wies überzeugend nach, dass eine Trennung zwischen „Primärklang“ (d. h. den Stimmlippen) und „Filter“ (das ist der Vokaltrakt) weder sinnvoll noch physikalisch richtig ist. Außerdem entsprechen physikalische Modelle oft nicht den Bedürfnissen der Gesangspädagogen. Neben der Synthese von Gesang ist auch die automatische Erkennung von Gesang von Interesse, und die Unzufriedenheit mit der dafür bisher erhältlichen kommerziellen Software motivierte eine Arbeitsgruppe um Claus Weihs (Dortmund) dazu, geeignete Algorithmen für die automatische Analyse und Klassifika-

tion gesungener Melodien zu entwickeln. In einem ersten Schritt versuchten sie, gesungene Melodien auf der Basis einer Fourier-Analyse (FFT) zu segmentieren. Dabei erwiesen sich Klangfarbenunterschiede und Vibrato als erschwerend. Die entstandenen Abschnitte (Töne) können im zweiten Schritt auf Merkmale wie Tonhöhe und Obertonspektrum hin untersucht werden. Ein von Weihs aus insgesamt 27 Maßen des Spektrums abgeleiteter „voice print“ konnte bei einer automatischen Klassifikation verschiedener Gesangszeitreihen erfolgreich zwischen den Sängern verschiedener Stimmgruppen sowie zwischen Profis und Amateuren differenzieren.

Auch künstlerische Aspekte der Singstimme wurden in einigen Beiträgen thematisiert, zunächst in einer Keynote des aus Tallinn (Estland) angereisten Singstimmenforschers Allan Vurma. Vurma hat einen von Gesangspädagogen vielfach genutzten Begriff untersucht, nämlich den der „vorne platzierten“ Stimme, und gefragt, inwieweit es überhaupt eine einheitliche Nutzung dieses Begriffs gibt. Während er in Hörtests und Stimmanalysen klangliche Unterschiede zwischen „vorne“ und „hinten“ platzierter Stimme identifizieren konnte, hatten viele der befragten Gesangslehrer Schwierigkeiten beim Definieren der Bedeutung dieser Kategorien, da sie in der Praxis hauptsächlich intuitiv benutzt werden und eigentlich ein Bündel von komplexen akustischen Klangmerkmalen umfassen.

Mit dem Singen im Chor beschäftigten sich zwei weitere Beiträge: Anke Grell (Hannover) untersuchte mit ihren Mitstreitern die Reaktionszeiten bei der Anpassung von sängerischer Intonation an externe Intonationsänderungen. Sie fand heraus, dass Chorsängerinnen bei „gewohnten“ Intervallen (Halbtönen) schneller und genauer reagierten als bei ungewohnten (Vierteltönen), und dass es sich hier nicht um eine rein motorische Reaktion handeln kann, da die Reaktion unter einer lokalen Anästhesie der Stimmbänder (keine bewusste Kontrolle über die Tonhöhenkorrektur) deutlich ungenauer war. Aus zeitlichen Aspekten der Reaktion kann man folgern, dass bei der Tonhöhenkorrektur eine Kombination von reflexartigen (Reaktionszeit 120 ms) und kognitiv kontrollierten Prozessen (400 ms) wirksam wird. Motorische Aspekte beim Abruf von Liedern aus dem Langzeitgedächtnis wurden von Kathrin Hahn (Berlin) untersucht, die eingesungenen und nicht eingesungenen Chorsängern die Aufgabe gab, ihre Stimme aus zurückliegenden Konzertprogrammen aus dem Gedächtnis zu reproduzieren. Ein Vergleich der gesungenen mit den notierten Melodien zeigte, dass eingesungene Sänger die Tonarten tendenziell besser erinnerten als nicht eingesungene, wobei aber alle Sänger deutlich zu tief sangen. Interessanterweise konnten sich Grells Chorsängerinnen gerade an steigende Tonhöhenveränderungen besser anpassen, vermutlich aus physiologischen Gründen. Vom weniger freiwilligen Singen (und Hören) berichtete die Ohrwurm-Projektgruppe unter der Leitung von Jan Hemming (Halle). Sie konnte nach einer explorativen Untersuchung eine verbesserte Definition von Ohrwürmern als (positiv und negativ erlebtem) Gedächtnisphänomen liefern, die zu weiterer musikpsychologischer Beschäftigung mit dem Thema Ohrwürmer anregt.

Ein künstlerischer Höhepunkt war das Gesprächskonzert mit dem international renommierten vietnamesischen Sänger und Musikethnologen Trần Quang Hai vom Musée de l'Homme in Paris. Er demonstrierte eindrucksvoll Ober- und Untertongesang und viele europäische und außereuropäische Gesangstechniken, die, trotz ihrer enormen Belastung für die Stimme, dem Singforscher offensichtlich noch keinen Schaden zugefügt hatten. Wie er betonte, kann man die Stimme mit einer guten Technik vor Missbrauch schützen. Damit auch die weniger geübten Hörer die stimmlichen Demonstrationen nachvollziehen konnten, wurde der Ge-

sang parallel per Computer einer Frequenzanalyse unterzogen und das Obertonspektrum farbig sichtbar groß an die Wand projiziert. Man traute seinen Ohren (Augen) kaum, als sich z. B. bei einem gut hörbaren 10. Oberton eines Ausgangstons die Grundfrequenz (F0) in Form eines Arpeggios oder einer Tonleiter bewegte ohne den Oberton zu verändern (!). Vielleicht wären ein paar längere Stücke in einem bestimmten Stil noch anschaulicher für die Kunst des Obertongesangs gewesen, aber auch als reine *Lecture-Demonstration* war die Veranstaltung ein ästhetisch wie wissenschaftlich extrem eindrucksvolles Ereignis.

Eine Reihe von freien Beiträgen schließlich warf Schlaglichter auch auf andere Bereiche der Musikpsychologie. Die Themen waren: Nutzung physiologischer Maße, um die melodische Erwartung zu untersuchen (Björn-Helmer Schmidt, Leipzig); der Nachweis überlegenen okulo-motorischen Verhaltens von Musikern gegenüber einer Kontrollgruppe (Reinhard Kopiez, Hannover); die Untersuchung von Hintergrundmusik (Elke Lange, Berlin), audiovisuelle Synchronizität (Mirjam Schlemmer, Berlin); die Unterscheidung von Dur-Moll Folgen (Herbert Bruhn, Kiel) und eine Untersuchung zu motivationalen Grundlagen von TänzerInnen des *Tango argentino* (Gunter Kreutz, Frankfurt).

Insgesamt war es eine sehr interessante Tagung, bei der angeregt zum Thema diskutiert und gefachsimpelt wurde. Besonders die Auswahl der Keynotes zum Thema „Stimme und Singen“ wurde in der Abschlussdiskussion von den Teilnehmern gelobt. Der reibungslose Ablauf, der hier speziell erwähnt werden soll, war Prof. Dr. Christoph Louven und seinen Helfern zu verdanken.

Kathrin Hahn & Andreas C. Lehmann

Musikalische Begabung in der Lebenszeitperspektive. Internationale Tagung anlässlich des 10jährigen Bestehens des Instituts für Begabungsforschung und Begabtenförderung (IBFF) an der Universität Paderborn vom 18. bis 19. Oktober 2002

Die internationale Tagung des Instituts für Begabungsforschung und Begabtenförderung (IBFF) fand im LIBORIANUM der Stadt Paderborn statt. Vom 18. bis 19. Oktober 2002 widmeten sich die Teilnehmer der Tagung dem Thema „Musikalische Begabung in der Lebenszeitperspektive“. Janet Mills & Jan Smith (Royal College of Music, London) leiteten als Gastredner die Tagung ein. Sie untersuchten in ihrem Beitrag den Karriereverlauf von Musikhochschul-AbsolventInnen des Royal College of Music in London und gingen der Frage nach, was genau unter „Erfolg“ im Musikerberuf zu verstehen ist. Am IBFF wurde zu dieser Thematik unter der Leitung von Prof. Dr. Gembris eine umfangreiche Studie ins Leben gerufen – das Absolventen-Projekt: Wie sieht der Übergang vom Studium in den Musikerarbeitsmarkt für die AbsolventInnen von sieben deutschen Musikhochschulen aus? Wie wird die Vorbereitung der Musikhochschulen auf das Berufsleben von den AbsolventInnen gesehen und bewertet? Heiner Gembris & Daina Langner (Universität Paderborn) trugen erste Ergebnisse ihrer Untersuchung vor.

Über die Zufriedenheit von Musikern in Berufsorchestern referierte Franziska Olbertz (Universität Halle-Wittenberg). Sie berichtete über erste Ergebnisse ihrer Befragung von Musikern aus drei deutschen A-Orchestern. Demnach schätzen Bläser ihre beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten besser ein als Streicher. Außerdem

scheinen die Orchestermitglieder mit zunehmendem Alter eigenen Aufstiegschancen und Entwicklungsmöglichkeiten im Beruf weniger Bedeutung beizumessen.

Ein weiteres Forschungsprojekt am IBFF ist den Lebensläufen von Preisträgern des Bundeswettbewerbs „Jugend musiziert“ gewidmet. Martin Koch (Universität Paderborn) interviewte Musiker, die erstmals vor 15 Jahren, als Gewinner des bundesweiten Wettbewerbs, von Hans-Günter Bastian befragt wurden. Alle interviewten Musiker sind bis heute der Musik verbunden geblieben, wenn auch auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Martin Koch stellte exemplarisch zwei unterschiedliche Lebensverläufe vor. Anhand dieser Beispiele skizzierte er beispielsweise, wie mit Rückschlägen umgegangen wurde.

Wie Berufspianisten die Entwicklung ihrer pianistischen Fertigkeiten rückblickend sehen und bewerten, war das Thema des Berliner Pianisten und Psychologen Martin Gellrich. Zu diesem Zweck befragte er schriftlich 134 Berufspianisten im Alter zwischen 31 und 90 Jahren. Die Pianisten schätzten sowohl ihre Entwicklung bezüglich verschiedener Teilfertigkeiten (z. B. Schnelligkeit, Fehlersicherheit, Gedächtnis) als auch die Entwicklung ihrer Ausdrucksqualität ein.

Ralf Krampe (Max Planck Institut, Berlin) diskutierte klassische und moderne Auffassungen von Intelligenz im Zusammenhang mit Ergebnissen der Expertise-Forschung und die Rolle des Übens und Alterns für den Erhalt musikalischer Expertise.

Die Musiker und Mediziner Claudia Spahn & Bernhard Richter (Universität Freiburg) gaben einen Überblick über Einflüsse und Faktoren, die Veränderungen der Sängerstimme hervorrufen. Außerdem unterstrichen sie die enge Verbindung von Stimme, Selbstwertgefühl und Identität bei klassischen Berufssängern.

Mit Musikerkarrieren im Spielfilm beschäftigte sich Georg Maas (Universität Halle-Wittenberg). Anhand etlicher Filmausschnitte mit fiktiven Musiker-Charakteren ging Georg Maas der Frage nach, welches alltagspsychologische Bild Drehbuchautoren, Regisseure und Schauspieler von Musikern haben. Er stellte anschaulich dar, welche Charaktereigenschaften Musikern offensichtlich zugeschrieben werden, welches Bild von der Struktur musikalischer Begabung verbreitet ist und welche Vorstellungen und (Vor-) Urteile über Musiker im Film wiedergespiegelt bzw. transportiert werden.

Um musikalische Entwicklung in der Populären Musik kreiste der Beitrag von Jan Hemming (Universität Halle-Wittenberg). Er berichtete von Interviews mit semiprofessionellen Musikern aus Rock und Pop, die er im Zusammenhang mit seiner Dissertation geführt hatte. Dabei diskutierte er die Frage nach Begabung im Bereich der Populären Musik und stellte Profile von Entwicklungsverläufen der von ihm befragten Musiker vor.

Daina Langner